

21.17

Die Marine

des

grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm
von Brandenburg

und

die erste deutsche Expedition
nach West-Afrika.

Ein interessantes Stück Brandenburgisch-Preussischer Geschichte

von

B. E. K.



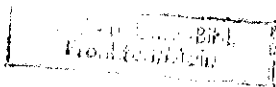
Leipzig.

Verlag von Theophil Weber.

1895.

Deutsche Kolonial-Bibliothek

SA7/9965



487/570 21

I.

Die erfreuliche Entwicklung der deutschen Flotte unter König Wilhelm I. von Preussen, dem ruhmreichen ersten Kaiser aus dem Hause Hohenzollern, sowie die Gründung überseeischer Kolonien lenken unwillkürlich unsern Blick auf die Vorläufer der deutschen Flotte und die ersten deutschen Kolonien an der Westküste von Afrika, sowie auf Kaiser Wilhelms grossen Ahnherrn, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und auf dessen maritime und koloniale Bestrebungen vor nunmehr nahezu dritthalbhundert Jahren. Und wie dermaleinst in den Annalen unserer vaterländischen Geschichte unzertrennlich mit den Grossthaten Kaiser Wilhelms I. die Namen Bismarck und Moltke genannt werden, so unzertrennlich sind mit den maritimen und kolonialen Unternehmungen des grossen Kurfürsten die Namen Raule und v. d. Gröben verwachsen. Leider aber sind diese Namen, die doch der deutschen und brandenburgisch-preussischen Geschichte angehören, selbst in den Kreisen Gebildeter nur wenig bekannt, obschon das Leben und Wirken dieser Männer es verdiente, der deutschen Jugend noch viel eher gelehrt zu werden als die Thaten sagenhafter Personen des grauen Alterthums.

Zu einer Zeit, als unser deutsches Vaterland an den Folgen des dreissigjährigen Krieges noch völlig darniederlag, unternahm Friedrich Wilhelm von Brandenburg, einer der thatkräftigsten Fürsten seiner Zeit, mit Hülfe des Holländers Benjamin Raule, — nach dem Niedergange der Hansa zuerst wieder — die Gründung einer Flotte in Deutschland.

Mit dieser Kriegsmarine gedachte der Kurfürst die Befreiung

Pommerns von den Schweden zu unterstützen und die so erweiterte deutsche Seeküste zu vertheidigen. Sodann wollte er mit ihrer Hülfe den vaterländischen Handel im Auslande heben und befördern, Kolonien in fremden Erdtheilen gründen und den Zwischenhandel anderer Nationen möglichst beseitigen. Dazu gehörten aber vor Allem Capital und Unternehmungsgeist, und diese beiden Factoren bemühte sich der Kurfürst mit Eifer, Kraft und Beharrlichkeit zu beschaffen und anzuregen.

Schon im Jahre 1647 wurde in Gemeinschaft mit dem holländischen Admiral Liers die brandenburgisch-ostindische Handels-Compagnie gegründet. Leider aber untergrub die Eifersucht der Holländer das Gedeihen der Gesellschaft und bewirkte, dass der zum Bestehen derselben unentbehrliche Kauf des dänischen Trankebar an der Küste von Koromandel, das ihr für den Preis von 120 000 Thalern angeboten wurde, nicht zu Stande kam. Infolge dessen erfolgte die Auflösung der Compagnie.

Dazu kam, dass der Westphälische Frieden (1648) bestimmte, dass Vorpommern und die Odermündungen an Schweden abgetreten werden mussten. Durch all' diese Hindernisse sah sich der Kurfürst genöthigt, die Ausführung seiner Handels- und Marinepläne vorerst auf günstigere Zeiten zu verschieben.

Unternehmungsgeist und Kapital suchte man naturgemäss im Vaterlande in der Friedenszeit von 1660—1672 so kurze Zeit nach den Greueln und Verwüstungen des dreissigjährigen Krieges vergeblich. Dagegen war Beides in dem benachbarten seetüchtigen Holland zu finden.

Dort gab es bereits eine ostindische und eine westindische Handelscompagnie, ausserdem waren gar viele und sehr reiche Loute vorhanden, welche ihre Dienste dem Kurfürsten als „Commissie vaders“ gern widmeten. Unter den „Commissie vaders“ verstand man nämlich die mit Vollmachtsbriefen und Bestellungen (Commissions-Patenten) irgend einer kriegführenden Macht versehenen Kaperschiffe, welche ein

Geschäft daraus machten, feindliches Gut in neutralen Schiffen oder neutrales Gut mit den feindlichen Schiffen zugleich aufzubringen. Unterm 15. Februar 1675 unterzeichnete der Kurfürst denn auch einen solchen Bestallungs- und Vollmachtsbrief (Commissions-Patent) für derartige Unternehmer („Commissie vaders“), welche seine Gesandten im Haag, in Blaspeil und Romswinkel vermittelt hatten.

Einer dieser Holländer, der Schöffe und Rath der Stadt Middelburg auf Seeland, Benjamin Raule mit Namen, hatte noch vor Eingang des Kaperbriefes einige Fregatten hinaus in See gesandt, welche schnell nach einander vier schwedische Schiffe mit voller Ladung aufbrachten. Darob erhob sich grosse Entrüstung unter den holländischen Rhedern gegen Raule, und leicht hätte ihm sein Unterfangen den Kopf kosten können. Raule wusste aber den ihm drohenden Process durch das Vorweisen eines vordatirten Scheinvertrags vom 31. Januar (1675) von sich abzuwenden.

Immerhin verlor Raule sein ganzes Vermögen infolge seines gelungenen Handstreiches, und dem Kurfürsten erwachsen mancherlei Streitigkeiten daraus. Auf Beschluss der Generalstaaten (der damaligen holländischen Regierung) sollten die vier aufgebrachten Schiffe zurückgegeben werden, und zwei der von den Rauleschen Kaperschiffen in Dover eingebrachten Schiffe wurden von den englischen Behörden in Anwendung von Repressalien (Gegengewaltmassregeln) behalten.

In dem kühnen Raule hatte der Kurfürst indessen die geeignete Persönlichkeit zur Ausführung seiner weitgehenden maritimen Pläne erkannt. Er ernannte ihn zum kurfürstlich-brandenburgischen Rath, entschädigte ihn für seine Verluste und beauftragte ihn, drei Fregatten auszurüsten. Ausserdem hatte er bereits im Mai mit dem alten Seehelden Oberst Bolsey, einen Vertrag über Anwerbung von 534 Mann Seesoldaten und von vier durch Rotterdamer Kaufleute zu beschaffende Kriegsschiffe abgeschlossen.

An der Stelle der Rotterdamer Kaufleute übernahm aber jetzt Raule die Beschaffung der Schiffe, und schon am 6. September (1675) gingen dieselben in See.

Raule hatte 5 Schiffe zusammengebracht mit zusammen 569 Mann Besatzung und 62 Geschützen. Das Geschwader bestand aus 3 Fregatten, dem „Kurprinz“ mit 20, „Berlin“ mit 16 und „Potsdam“ mit 10 Stücken, ferner einem sogenannten Höcker, der „Bull“ mit 10, und einer Snau „Bielefeld“ mit 6 Geschützen.

Inzwischen hatte Oberst Bolsey von der Admiralität in Amsterdam drei Kriegsschiffe mit 40 Stücken und 380 Mann Besatzung auf ein Vierteljahr gemiethet. Diese vereinigten sich mit dem Raule'schen Geschwader und verliessen mit demselben am 8. September (1675) die Mündung der Ems.

Nach einer erfolglosen Beschiessung der damaligen schwedischen Festung Karlstadt an der Wesermündung segelte Bolsey mit den Amsterdamer Schiffen nach dem inzwischen vom Kurfürsten eroberten Wolgast (an der Peene, einem Mündungsarme der Oder). Dort überwinterten sie und segelten im Frühjahr nach Holland zurück. Die Raule'schen Schiffe hatten sich dagegen vor Anbruch des Winters nach Seeland begeben.

Im Frühling vereinigte sich das Geschwader, welches jetzt aus den Fregatten „Kurprinz“, „Berlin“ und „Spanien“, den Gallioten „Cleve“ und „Potsdam“ und einer Yacht bestand und von Cornelius Claasen van Bevern befehligt wurde, mit 8 holländischen Kriegsschiffen, welche Wilhelm von Oranien unter dem Seehelden Cornelius Tromp dem Kurfürsten zur Verfügung gestellt hatte, am 19. Mai vor Kopenhagen und traf am 21. Mai in Wollin ein, wo man am 24. Mai wieder auslief. Die beiden Fregatten „Spanien“ und „Berlin“ und eine der Gallioten nahmen dann an der Seeschlacht zwischen den mit den Holländern vereinigten Dänen und den Schweden bei Bornholm (Anfangs Juni 76) Theil und eroberten, bei der Verfolgung die schwedischen Schiffe „Skargard“ mit 22 Kanonen und den

Brander „Maria“ mit 8 Geschützen bei Jasmund; 80 Mann wurden zu Gefangenen gemacht.

Am 11. Juni traf die Beute in Colberg ein, wo sie unter dem Jubel der Bevölkerung in den Hafen gebracht wurde.

Die übrigen Schiffe nahmen inzwischen ein englisches, ein schottisches und ein Lübecker Schiff, welche die Blokade zu durchbrechen versucht hatten, weg. Die Ladung dieser Schiffe wurde verkauft, die aufgebrachten Schiffe selbst aber der eigenen Flotte eingereicht.

Als bald erhob sich in England ein grosses Geschrei darüber, dass der kleine Kurfürst es gewagt hatte, auf eigene Hand mit dem stolzen und mächtigen Albion in dieser Weise anzubinden. Lord Arbington machte sogar dem kurbrandenburgischen Gesandten deshalb Vorstellungen und erlaubte sich dabei die Aeusserung, der Kurfürst thäte besser, auf eine selbstständige Flotte zu verzichten.

Friedrich Wilhelm aber antwortete mit einem eigenhändigen Anerkennungs schreiben an seinen Marine-Director Raule wegen seiner energischen Kriegführung und schenkte ihm ein Landgut in Ostpreussen.

Durch die gehaltenen Erfolge stieg Raule's Ansehen am Hofe des Kurfürsten gewaltig, gleichzeitig vermehrte sich aber auch die Zahl seiner Neider.

Auf seinen Vorschlag wurde im Frühjahr 1677 die Flotte vermehrt. Der Kurfürst selbst liess für eigene Rechnung einige Schiffe ausrüsten, so dass die Flotte im Sommer bereits aus 13 Schiffen mit einer Gesamtbesatzung von 656 Mann und 119 Stücken bestand.

Diese Flotte leistete bei der Belagerung von Stettin wichtige Dienste und fand im darauf folgenden Jahre (1678) bei den kriegerischen Unternehmungen gegen Stralsund und Rügen wirksame Verwendung.

Leider musste jedoch Friedrich Wilhelm trotz seiner namhaften Erfolge auf Grund des Friedens von St. Germain en

Laye (29. Juli) Vorpommern wieder an Schweden abtreten; aber sein damals in edlem Zorn ausgerufenen Wunsch: „Möge aus unseren Gebeinen ein Rächer auferstehen!“ ist — allerdings erst im Laufe zweier Jahrhunderte — glänzend in Erfüllung gegangen.

Also bitter enttäuscht, schien der Kurfürst von seinen Plänen zu maritimen Unternehmungen ganz abzukommen; allein den unverdrossenen Vorstellungen Raule's sowohl wie der Nothwendigkeit, Maassregeln gegen die Spanier zu ergreifen, welche dem Kurfürsten 1 800 000 Thaler Hilfgelder schuldeten und gegen die Holländer, von welchen Raule noch einige achtzigtausend Thaler zu fordern hatte, gab er endlich nach.

In einer ausführlichen Denkschrift (vom 14. Febr. 1680) suchte Raule damals die Königsberger Kaufmannschaft für Errichtung einer Schiffsbaugesellschaft zu interessiren; seine Bemühungen waren indess vergebens.

Inzwischen war der Kurfürst des Wartens auf seine Forderung an Spanien müde geworden, und als nun gar der spanische König die Bemerkung hingeworfen hatte: „wenn der Marquis von Brandenburg Geld von ihm haben wolle, so könne er sich's selbst aus Spanien holen“, da sandte Friedrich Wilhelm unverzüglich seinen Marine-Director Raule nach Cleve, um Mannschaften für die auszurüstenden Schiffe zu werben.

Drei Wege waren es, welche Raule dem Kurfürsten (unterm 5. Juni 1680) vorschlug, wie den Spaniern am besten beizukommen sei, worauf Friedrich Wilhelm entschied: „Von den 3 Wegen lassen Wir Uns diejenigen am besten gefallen, wonach Wir am geschwindesten und, ohne Andere in dem Werk zu interessiren, zu Unserer Intention gelangen können.“

Am 23. Juli 1680 unterzeichnete der Kurfürst die von Raule selbst entworfene Dienst-Anweisung für seinen Directeur der Marine sowie für die übrigen Commandeure und Schiffs-capitäne und befahl, die vorhandenen sieben Schiffe Friedrich Wilhelm, Kurprinz, Dorothea, Rother Löwe, Fuchs, Berlin und

Salamander mit zusammen 165 Geschützen, 520 Matrosen und 182 Soldaten auf's schleunigste seetüchtig zu machen. Nachdem die Schiffe gemustert waren, sollte der Commandeur Cornelis Claes van Bevern die Capitäns zusammenrufen und die behördliche Seyn-Briefe, sowie man auf solchen Reisen gewohnt ist, machen und darauf mit dem ersten guten Winde nach der flämischen Küste segeln und dort kreuzen und spanische Convoy's (Geleitschiffe) wegzunehmen suchen.

Wohlausgerüstet stach am 14. August die Flotte in See und gelangte unbeschädigt in den Canal (Ärmelmeer), wo sie vor Ostende kreuzte, um die nach den damaligen spanischen Niederlanden gehenden spanischen Schiffe zu kapern.

Der kurfürstliche Gesandte in Kopenhagen, von Brandt, meldete unterm 24. August, „dass die brandenburgische Flotte sich respectable ausnahme und grosses Aufsehen, Nachdenken und allerhand Discourse erregt hätte.“

Wenige Tage darnach berichtete der Gesandte v. Brandt des Weiteren, „ihm habe der dänische Grosskanzler vertrauliche Mittheilung gemacht, dass wegen Durchlassens der brandenburgischen Schiffe durch den Sund von Schweden nachdrückliche Vorstellungen gemacht und daran grosse Ombrage (Argwohn) genommen; sogar der König von Schweden habe an die Königin von Dänemark geschrieben und ihren Rath gefordert, was bei dieser offenen Verletzung des nur den nordischen Kronen zustehenden Dominium maris Baltici (Herrschaft über das baltische Meer) zu thun sei. Diesmal, habe der Kanzler gemeint, würde die Sache wohl noch gut gehen; sollte aber der Kurfürst willens sein, Orlogschiffe (Kriegsschiffe) von 50 bis 60 Stücken (Geschützen) zu bauen, so würden darüber wohl allerlei Händel entstehen.“

Schon am 18. September gelang es van Bevern, vor Ostende das spanische Schiff „Carolus Secundus“, ein mit 60 Kanonen ausgerüstetes sogenanntes Königsschiff, mit seiner aus Spitzen und Damastwaaren bestehenden kostbaren Fracht aufzubringen

und nach Pillau (in Ostpreussen am Pillauer Tief) zu schaffen, wo die Waaren für 100 000 Thaler verkauft wurden, so dass von der brandenburgischen Forderung an Spanien noch ein Rest von 1 700 000 Thaler verblieb.

Dass ihm das von dem „Kleinen Marquis von Brandenburg“ widerfahren konnte, versetzte den spanischen König in grossen Zorn. Er ertheilte deshalb dem Statthalter der spanischen Niederlande Befehl, sogleich in das brandenburgische Gebiet einzufallen und wegen der erlittenen Schmach blutige Rache zu nehmen. Allein der Statthalter Villa Hermosa hatte Respect vor dem Kurfürsten und liess ihn unbehelligt.

Während die Fregatten „Friedrich Wilhelm“ und „Dorothea“ das gekaperte spanische Schiff nach Pillau brachten, kreuzten die übrigen Schiffe des Geschwaders bis nach Cadix und steuerten dann muthig, da ein Gegenbefehl des Commandanten Cornelius Reers sie nicht mehr erreicht hatte, westwärts, um wennmöglich die von Westindien nach Spanien gehenden Galeonen (Silberschiffe) abzufassen.

Zum grossen Missvergnügen des Obermarine-Directeurs Raule hatte inzwischen der Kurfürst auf Englands und der Niederlande Vermittelungsanerbietungen hin die weiteren Rüstungen eingestellt.

Wie Raule, der seine Ansichten in einer sehr scharfsinnigen Denkschrift niedergelegt hatte, indess richtig vorausgesehen, blieben Englands Bemühungen, Spanien zu einem Vergleich mit dem Kurfürsten zu vermögen, erfolglos.

Nunmehr erhielt der Commandeur Lacher Ordre, mit drei Fregatten auszulaufen und in La Rochelle den unter unmittelbaren Befehl Raule's gestellten übrigen Theil der Flotte abzuwarten. Auf Raule's Vorschlag liess man jedoch die Lacher'sche Abtheilung im Kanal kreuzen und dadurch thatsächlich dem spanisch-niederländischen Handel vielen Schaden zufügen. Ausserdem rüstete man neben dem „Carolus II.“, der in „Markgraf von Brandenburg“ umgetauft worden war, noch 3 neue

Schiffe „Prinzess Maria“, „Einhorn“ und „Wasserhund“ mit 42 Geschützen und 170 Mann gegen Spanien aus.

Das neue Geschwader, unter Thomas Alders, sollte seine Mannschaften durch die Lacher's verstärken, während sich die Lacher'schen Schiffe mittlerweile zur Vornahme von Ausbesserungen, Ausrüstungs-Erneuerungen u. s. w. nach Dünkirchen begeben mussten.

Die unter Reers nach Westindien gegangenen brandenburgischen Schiffe waren inzwischen zurückgekehrt, ohne einen besonderen Fang gemacht zu haben, nachdem sie 4 Monate in den westindischen Gewässern gekreuzt hatten. Nur ein spanisches Schiff hatten sie angetroffen und auch aufgebracht.

Am 25. Juni 1681 erhielt Alders seine Instruction und kreuzte darauf mit seinen Schiffen um Cap Vincent. Am 30. September stiess er auf die spanische Flottille, die eiligst zum Schutz der Silberflotte gegen die Brandenburger ausgerüstet worden war. In der Meinung, die Silberflotte vor sich zu haben, griff Alders die Spanier, welche über 12 Kriegsschiffe und 2 Brander verfügten und unter Commando des Marquis de Villafiel standen, mit seinen 4 Fregatten muthig an, musste sich jedoch mit einem Verlust von 10 Todten und 30 Verwundeten nach dem neutralen portugiesischen Hafen zurückziehen. Bei seinem Wiederauslaufen waren die spanischen Galeonen bereits geborgen, und die Expedition musste als gescheitert angesehen werden. Eins war jedoch durch alle diese Unternehmungen erreicht: Die brandenburgische Marine hatte sich in die Marinen der seefahrenden Nationen eingereiht und deren Achtung erworben.

Bald nach dem Frieden zu St. Germain hatte der Kurfürst in Berlin das Admirals- und Commerz-Collegium eingerichtet und Raule zum Chef desselben ernannt und dadurch eine Art Marine- und Handels-Ministerium geschaffen, indem er Raule einige erfahrene Rätthe aus dem Kaufmannsstande unterstellte. Dieses Collegium entfaltete alsbald unter des

erfahrenen Directors Leitung eine ausserordentliche Thätigkeit. Pillau, die Beherrscherin des „frischen Hafes“, wurde zum Kriegshafen ausgebaut und mit starken Molen und Schutzwerken versehen. Auch wurden Schiffswerften dort errichtet, so dass schon 1681 das erste daselbst erbaute Schiff „der Kurprinz“ vom Stapel gelassen werden konnte.

Leider konnte damals jedoch eine nur aus Deutschen bestehende Seemannschaft so schnell nicht ausgebildet werden; es mussten vielmehr Capitaine und Matrosen im Auslande erworben werden. Selbst die Höchstcommandirenden waren meist Holländer, die Raule's grosses Ansehen, das er als bedeutender Seemann und als eine der ersten Autoritäten in nautischer und jeder anderen maritimen Hinsicht genoss, für den Dienst des Kurfürsten gewann.

II.

Ein Hauptplan Raule's war die Gründung einer festen brandenburgischen Kolonie, wobei er sein Augenmerk besonders auf Guinea gerichtet hatte. Es gelang ihm auch, den Kurfürsten zu bestimmen, behufs Anknüpfung von Verbindungen an der westafrikanischen Küste mindestens „den benöthigten Octroy“ (Bewilligung, Schutz) zu verleihen und zu der Expedition für jedes Schiff „20 gute Kerls“ herzugeben.

Durch den Entschluss des Kurfürsten, überseeische Kolonien an der Westküste des „schwarzen Erdtheils“ zu gründen, ist die von Raule geschaffene kurbrandenburgische Flotte nicht allein die Vorläuferin der heutigen deutschen Marine geworden, die sich in wenigen Jahrzehnten zur Achtung gebietenden Macht und Grösse entfaltet hat, sondern der grosse Kurfürst auch der Vorläufer der deutschen kolonialen Bestrebungen in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Der „Etat der Marine de Brandenburg unter der Direction des Herrn Benjamin Raule Anno 1681 den 16. Juli“ weist bereits 30 Schiffe mit 312 Stücken nach.

Indess Raule's weitgehende, ebensokühnen wiehumanen Pläne, „in fernen Meeren auf Barbaren zu capern, gestalt die die Chinesen und Mohren jährlich den Handel auf Japan mit Anbringung bis zu 100 Tonnen Goldes an Kaufmannschaften sehr verdürben, um mit den Gewinnsten und Leuten dann eine richtige Ostindische Compagnie zu errichten, auch die von dem Unternehmen nach Spanien unverrichteter Sache zurückgekommenen Fregatten nach den Manillies zu entsenden, um dort den Spaniern jedweden möglichen Abbruch zu thun,“

wurde von dem Kurfürsten zwar nicht gerade abgewiesen, konnten aber nicht ausgeführt werden wegen des Widerstandes, den die General-Staaten (Holland) den gesammten maritimen Unternehmungen des Kurfürsten aus Furcht vor einer etwaigen Concurrenz im Colonialhandel entgegengesetzten.

Diesen Widerstand hatte Raule vorausgesehen; deshalb rüstete er in aller Stille die Schiffe „Morian“ mit 16 und „Wappen von Brandenburg“ mit 22 Geschützen derartig, dass es nur des kurfürstlichen Befehls zur Bemannung bedurfte, um sofort in See gehen zu können. Diese Ordre erschien denn auch am 15. Juli 1680. Danach hatte der Graf von Dönhoff „auf zwey Schiffe, welche Sr. Churf. Durchlaucht nach Guinea schicken, zwanzig gute, gesunde Musquetiere nebst zwei Unteroffizieren von denen in Preussen stehenden Regimentern zu Fusse zu geben und selbige gehörig zu mundiren.“

Am 17. Juli unterzeichnete Friedrich Wilhelm die beiden Seebriefe für das Schiff „Morian“, Capitän Pietersen Blonck, und „de Wappen von Brandenburg“, Capitän Joris Bartelsen. In diesen Briefen hiess es,

„dass gedachte Capitäns, sobald sie segelfertig, sich nach

der Küste von Guinea und Angola begeben sollen, um daselbst Gold, Zähne, Getreide, Sklaven und was sonst nebst der Supercargo (Ladungs- und Warenaufseher) zu mehren Dienst seiner Churf. Durchl. gut finden wird, zu handeln.“

Auch heisst es u. A. noch in diesen Seebriefen:

„Im Uebrigen befehlen Wir gedachten Capitänen, allenthalben nach Schiffs- und Seegebrauch gute Sorge zu tragen und ein richtig Journal zu halten. Dafern in denen Ländern einige rare Affen, Papageien oder andere Thiere und Vögel zu finden sind, soll er selbige erhandeln und mitbringen, im gleichen ein halbes Dutzend junge Sklaven von 14, 15, 16 Jahren, welche schön und wohlgestaltet seien, um selbige an unsern Hof zu übersenden.“

Glücklich erreichten beide Schiffe die westafrikanische Küste und Capitän Blonck gelang es, mit den 3 Negerhäuptlingen Pregatte, Sophonge und Apany am 16. Mai 1681 einen vorläufigen Vertrag abzuschliessen. Nach diesem verpflichteten sich die 3 Häuptlinge, nur mit kurbrandenburgischen Schiffen und Leuten zu handeln, den Bau eines Forts zwischen Axim und dem Cap de tres Puntas zu gestatten und den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg als ihren Schutzherrn anzuerkennen, wogegen Blonck versprach, binnen 10 Monaten wiederzukommen, um den Bau des Forts auszuführen.

Jetzt ging die Eifersucht der Holländer in offene Feindseligkeit über. Sie nahmen das Schiff „Wappen von Brandenburg“ weg und zwangen den „Morian“ zum Verlassen der Küste.

Inzwischen hatte der holländische Rheder für brandenburgische Rechnung die „Fortuna“ mit einer Ladung im Werthe von 50 000 Gulden für Guinea ausgerüstet zum Eintausch gegen Gold und Sklaven.

Der Sklavenhandel an der Küste von Guinea war für

die holländisch-westindische Compagnie damals überaus gewinnbringend, und diesen Handel plante Raule an sich zu ziehen. Aber die westindische Compagnie zwang ihre einheimischen Rheder Royard und Pedey durch Aufhetzen des Pöbels in Rotterdam und Vlissingen, ihren mit dem Kurfürsten geschlossenen Contract zu kündigen.

Nunmehr beschloss Friedrich Wilhelm Raule's Rath zu folgen und die Sache durch feste Gründung einer Colonie selbst in die Hand zu nehmen.

Raule lag um diese Zeit vier Monate hindurch krank darnieder. Diesen Umstand benutzten seine Feinde und Neider, ihn zu verdächtigen und ihn der Nachlässigkeit und Unredlichkeit anzuklagen. Sie beschuldigten ihn, er habe den Matrosen für 3 Monate weniger ausgezahlt, als sie quittirt hätten. Allein diese Anklage erwies sich als völlig unbegründet.

Vorsichtig geworden, lehnte Raule die Verantwortlichkeit für den Erfolg der Expedition ab und wies mit aller Entschiedenheit von seinem Krankenlager aus die Anschläge seiner Widersacher zurück.

Trotz aller Anfechtungen blieb der wackre Mann denn auch am Ruder und in des Kurfürsten Vertrauen.

Was Benjamin Raule in kurzer Zeit und mit beschränkten Mitteln geleistet hat, beweist der musterhaft aufgestellte „Etat der Marine von Brandenburg unter der Direction des Herrn Benjamin Raule, Anno 1681 den 16. Juli“.

Derselbe weist nach:

1., 5 Schiffe, „die neu in See auslaufen“, mit zusammen 98 Geschützen, 350 Matrosen und 120 Soldaten, nämlich „Carolus II, geführt von Capitain Alders, „Rother Löw“, geführt von Capitain Jacob Raule, „Fuchs“, Capit. Mart. Ferd. Fach, sodann 2 Schnauwen, der „Falke“, Cap. Willem Adriaensen und „St. Jean Baptiste“, Cap. Jean de Ruyter.

Diese 5 Fahrzeuge waren auf 9 Monate verproviantirt und und zwar zu $\frac{2}{4}$ auf des Kurfürsten, $\frac{1}{4}$ auf Raule's Kosten später ganz auf Kosten des Kurfürsten.

2., Die für die Guinea'sche Compagnie ohne Kosten und Gefahr des Kurfürsten in See befindlichen und dahin auszurüstenden Schiffe, nämlich:

a. der „Morian“ mit 12 Geschützen und 35 Mann mit einem Cargaison (Schiffsladung) von 35 000 fl. (war 7 Monate in See);

b. „Wappen von Brandenburg“ mit 12 Geschützen, 20 Mann und Schiffsladung von 25 000 fl. (war 9 Monate in See);

c. „Der brandenburgische Dragauner“ mit 20 Geschützen, 40 Matrosen und 20 Soldaten und Schiffsladung 50 000 fl. (wurde in Pillau gerüstet);

d. 2 Fregatten mit je 10 Geschützen, 20 Matr., 20 Soldaten und Cargaison von 50 000 fl. (wurden in See-land gerüstet).

3., Schiffe, „so Raule und seiner Compagnie gehören und itzund nach unterschiedlichen Orten in See gesehen, nämlich: Die „Wolken säule“, Cap. Joh. Lamprecht, 170 Last mit 12 Geschützen, 20 Mann (zwischen Rochelle und Pillau gehend).

Der „Windhund“, mit 10 Stücken, beladen mit Picottes (dicke, wollene Zeuge), Leinwand, Flachs und andere Waaren, nach Condat in Portugal und zurück mit neuen Feigen, „Krach-Amandeln“, China-Aepfeln und Oel nach Hamburg, Kopenhagen, Danzig und Pillau, hatte 20 Mann.

Das „Einhorn“ mit 8 Stücken und 15 Mann.

Die „Fortuna“ mit 8 Stücken und 15 Mann.

Diese Schiffe Raule's waren zusammen mit 70 Matrosen bemannt.

4., Folgende Schiffe, die noch in Pillau und Königsberg

zu des Kurfürsten Diensten fertig gehalten wurden, worüber aber noch nicht kontrahirt war:

1. „Friedrich Wilhelm zu Pferde“, mit 60 Geschützen.
2. „Friedrich Wilhelm“, der 2 Monate in See gewesen, mit 44 Geschützen.
3. Eine neue Fregatte, welche im April fertig sein sollte, von 118 Fuss mit 40 Geschützen.
4. Eine desgl. von 120 Fuss mit 40 Geschützen.
5. „Berlin“ mit 16 Geschützen.
6. „Prinzess Maria“ mit 12 Geschützen.
7. „Wasserhund“ mit 12 Geschützen.
8. „Prinz Ludwig“ mit 12 Geschützen.
9. „Galliotte Spandau“, Avisyacht mit 8 Geschützen.
10. „Galliotte Maria“, Avisyacht mit 8 Geschützen.
11. „Der grosse Drache“, ein Brenner, mit 10 Geschützen.
12. Die kurfürstliche grosse neue Yacht mit 8 Geschützen.
13. Die Yacht von Raule mit 4 Geschützen.

Zusammen mit 312 Stücken. Ferner zwei Bordings (Lichter- oder Leichterschiffe) zum Auf- und Abfahren. Also waren es mit den bereits in See befindlichen zusammen 30 Schiffe.

III.

Schon um's Jahr 1675 wurde das damalige Ballhaus unfern der „Jungfernbrücke“ in Berlin dem Begründer der kurbrandenburgischen Marine als Geschenk zur Wohnung angewiesen. Raules Hof, welcher 1673 errichtet wurde, besteht noch heute aus einigen alten Gebäuden, daneben ein paar stattliche Häuser, von denen eins mit der historischen Firma „Litfass“ geschmückt ist. Der schlichte alterthümliche Bau mit einer Art Mansarde in der Mitte des Daches und mit einer beischlag-ähnlichen Freitreppe und kleinen hässlichen Fenstern ist „Raules

Hof“ im engeren Sinne. „Raules Hof“ in der alten Leipziger Strasse ist ein schlichtes Gebäude nach „holländischer Art“. Ueber der kleinen Freitreppe und der Hausthür befindet sich ein fensterloser Mittelbau mit einem Giebel, die Treppe bergend, zur Seite aber liegen rechts und links Wohnräume, während drei Speicher den Rückentheil des Grundstückes bilden. Hier wohnte der Generaldirektor der kurbrandenburgischen Marine, Benjamin Raule. Ausser diesem Hof besass Raule noch einen Weinberg vor dem Georgenthor und das Gut Rosenfelde, heute Friedrichsfelde genannt. Der Kurfürst war oft Gast in Raule's Hause. In einem alten Liede heisst es:

„Der Kurfürst und was fürstlich heisst
Haben heut zu Mittag gespeist
Bei Raule in Rosenfelde“.

Durch welche Hände Raule's Hof später gegangen, ist leider nicht bekannt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war daselbst ein Schlupfwinkel für lichtscheues Gesindel.

Am 1. Januar 1682 erteilte der Kurfürst die Genehmigung zur Errichtung einer Handelsgesellschaft, welche am 18. November desselben Jahres zu Stande kam und den Namen „Afrikanische Compagnie“ erhielt. Sie hatte den Zweck, mit den westafrikanischen Küstengebieten zwischen dem grünen Vorgebirge und Angola von den kurfürstlichen Ländern sowohl wie von Hamburg und Glückstadt aus unter brandenburgischer Flagge in unmittelbare Handelsbeziehung zu treten „ohne jedoch die Holländer zu stören.“

Am 17. März unterzeichnete der Kurfürst die Stiftungs-urkunde und erteilte der Gesellschaft einen Freiheitsbrief auf die Dauer von 30 Jahren. Theilhaber der Gesellschaft konnte jeder Einheimische und Fremde werden, der mindestens 200 Thaler einlegte. Der Kurfürst selbst betheiligte sich mit 8000 Thalern, einige Berliner Bürger und Beamte zusammen mit 22 000 Thalern und Raule und seine Freunde mit 20 000 Thalern. Zum Hauptsitz der Compagnie wurde Berlin be-

stimmt. Ihre Werften und Häfen waren zunächst Königsberg und Pillau. Später wählte man Emden in Ostfriesland seiner günstigeren Lage (an der Nordsee) halber.

Im Frühjahr des Jahres 1682 erhielt der Kammerjunker, Major Otto Friedrich von der Gröben, ein welterfahrener, weitgereister Mann, vom Kurfürsten den Befehl, die Leitung der Expedition nach Guinea mit den beiden Schiffen „Kurprinz“, Capitain Vosh, und „Morian“, Capitain Philipp, zu übernehmen, von welchen dies eine Schiff 25, das andere 20 Tonnen führte. Dazu wurden ihm Fähnrich Selbing und die Ingenieure Walter und Leugabe nebst einer Mannschaft von 100 Soldaten und 300 Matrosen untergeordnet.

Am 16. Mai ging die Expedition ab. Glücklicherweise ist noch ein, allerdings seltenes, Werk aus jenen Tagen vorhanden, in welchem der Führer dieser ersten deutschen Expedition die Erlebnisse auf seiner für unser deutsches Seewesen so hochinteressanten Reise schildert. Dieses werthvolle Buch, ein im Jahre 1694 bei Rainigern in Marienwerder erschienener Quartband, trägt den Titel „Beschreibung der Expedition nach Guinea des adeligen Pilgers Otto Friedrich von der Gröben.“

Diese Reisebeschreibung, bei aller Einfachheit und Schlichtheit mit Geist, Humor und der klaren Auffassung des welterfahrenen, vielgereisten Mannes geschildert, war eine der bedeutsamsten Erscheinungen des damaligen deutschen Büchermarktes. Sie athmet eine herzerhebende Vaterlandsliebe und ungeschminkte Treue für den Landesherrn, und erzählt uns, wie von der Gröben von Berlin, von der Schleuse auf dem Werder aus, nach Afrika bis nach der „Breite Kamerun“ gefahren ist.

Die Schilderung der von der Gröben'schen Reise nach dessen eigener Beschreibung dürfte für die Leser von besonderem Interesse sein.

Trefflich bemannt und mit Geschützen und Munition ausgerüstet, mit vielerlei schönen, zum Tauschhandel geeigneten

Gegenständen, mit allerhand Material und Kanonen zur Errichtung von Forts im Schiffsraum gingen die Schiffe in See. Von der Gröben führte ferner die in goldenen Buchstaben geschriebene Bestätigung des früher bereits (16. Mai 1681) durch den Capitain Blonck abgeschlossenen Vertrages mit sich, sodann die von Blonck den drei Negerhäuptlingen zugesagten Geschenke, die noch durch 3 silberne Becher mit vergoldeten Deckeln und 3 in Oel gemalten Bildnisse des Kurfürsten vervollständigt worden waren.

Der 16. Mai 1682, an welchem Tage die Fregatten „Morian“ und „Kurprintz“ von der Elbe zur Reise nach Guinea ausliefen, ist sonach für die Geschichte der deutschen Flotte ein wichtiger Gedenktag. „Morian“ stand unter dem Commando des Capitain Pietersen Blonck und war mit einer Besatzung von 40 Seeleuten versehen und mit 12 Geschützen armirt. Den „Kurprintz“ dagegen befehligte Capitain Matheus de Voss. Das Schiff war mit 32 Geschützen armirt und mit 10 Seeleuten bemannt. Ferner gehörten zur Expedition die schon genannten beiden Ingenieure Walter und Leugabe und der Fähnrich v. Selbing, sodann 1. Sergeant, 2 Corporale, 2 Spielleute und 40 Soldaten aus preussischen Regimentern.

Nach 10 Tagen erreichte das Geschwader die Orcaden und nach 26 Tagen Madeira.

Der „8 Meilen hoch“ (!) geschätzte „Pico“ erregte das Erstaunen der Reisenden! Auch erschien es ihnen beachtenswerth, „dass Madeira den köstlichen Canarienwein hervorbringe, von dem jährlich eine grosse Menge — bis zu 2800 Thaler Werth — ausgeführt werde.“

Von dort erreichte man in weiteren 6 Tagen nach dem Durchlaufen (Passiren) der „linea tropici Cancr!“ (Wendekreis des Krebses) die „Zona torrida“ (der heisse Erdgürtel zwischen den Wendekreisen), 130 Meilen von Madeira, und am folgenden Tage, nachdem weitere 34 Meilen zurückgelegt waren, kam „capo blanco“ (das weisse Vorgebirge) in Sicht; nach einer

Fahrt von weiteren 85 Meilen, hatte man 2 Tage später die Mündung des grossen „Sinnegal“ erreicht.

Diesen mächtigen Strom schildert von der Gröben mit folgenden Worten:

„Sinnegal ist ein breiter Strom, so weit über die 100 Meilen in's Land läuft, und kann man mit grossen Schiffen 5 bis 6 Meilen den Strom auflaufen, mit Yachten 20, mit Booten bis an die 50 Meilen, mit den Einwohnern zu handeln. Dero Kaufmannschaft ist Elfenbein, Ambra, Seepferdzähne, Häute und Honig, an wessen statt die Weissen ihnen bringen mit Branntwein, Eisen, Becken, Kessel, Korallen, schlesische Leinwand und dergleichen. Doch müssen die Handelsleute sich sehr versehen, weil die Einwohner noch ziemlich wild und dabei pechschwarz sein, leben armselig und heissen Sango Loison, essen mit Fleiss ganz faule Speisen, vornehmlich Fische, welche sie so lange aufhängen, bis die Maden hinein kommen, alsdann braten sie dieselben auf getrocknetem Kühe-Mist und essen sie ohne Brod mit ein wenig Milie. An der Seekant ist das Land unfruchtbar, aber weit hinaus beginnt es mehr zu grünen. Sie beten den Teufel an, der, wann er von ihnen um Rath gefragt wird, sich sehen lässt. Sie bedienen sich kleiner Fahrzeuge, insgemein Canoen genannt, wenn sie fischen und von einem Ort zum andern fahren wollen. Weil es aber in dem Flusse viel Seepferde giebt, ist es gefährlich, auf den Canoen zu fahren; denn oft, wenn die Seepferde selbige gewahr werden, kommen sie zwei bis drei zusammen, springen mit den Vorderfüssen auf das Fahrzeug, werfen es um und fressen die Schwarzen auf.“

An Land scheinen die Reisenden nicht gekommen zu sein; wenigstens erwähnt von der Gröben nichts davon. Vermuthlich hat er seine kurzen Mittheilungen über Land und Leute nach

dem, was er von benachbarten Colonisten über dieselben vernommen hat, gemacht.

Auf der Fahrt zum Cap Verde (grünes Vorgebirge), welche 5 Tage währte, segelten von der Gröben's Schiffe an dem „gefährlichen Thiere“ (die unschuldige Muschel) Nautilus vorüber.

„Eben denselben Tag“ — erzählt von der Gröben weiter — „sahen wir das grösste Seegift, so zu finden, vor unserm Schiffe vorüberschwimmen, von den Schiffern Besanche genannt, weil es aus dem Wasser einen Fuss hoch und lang, ein roth und blau Segelchen führet, in der Form eines Schiffsegels, welches man Besan nennet; mit selbigem kann es gegen den Wind laviren und wo es hin will, segeln; unten ist ein gelber Schleim, so ein Leben in sich hat.

Von dannen gingen wir weiter und gelangten an die Insel Bens. Der Gouverneur Johann Café kam uns entgegen, bewillkommnete uns mit sieben Kanonenschüssen und that uns alle ersinnliche Ehre an, traktirte uns mit köstlichen Weinen, so kurz aus „Engelland“ gekommen waren, auch mit Hühnern, Schafen und einem wilden Schwein, welches diesen Abend zum Glück von einem Neger geschossen war.

Das Eyland Bens hat ungefähr eine halbe Meile in Bezirk; der guten Luft wegen hat man es von allen Bäumen gereinigt, damit die Erde einen freien Gang habe, ihre Dünste von sich zu geben, und die Sonne mit ihrer Hitze sie zu reinigen.

Auf einer Seite, weil sie ringsherum hoch lieget, ist die „Engelsche Logis“ (so von der Seekante mit einer Mauer von 8 Fuss hoch befestigt) aufgeführt, darauf sie 8 Stücke von 2, 3, 6 und 8 Pfund stehen haben. Hinter der Mauer steht ein kleines, von Feldsteinen aufgeführtes Haus, worin der Gouverneur wohnt, welches mit einem Thor und kleinen verfaulten Stachetten umgeben, wo auch Zwei-Pfünder stehen. Nachmals ist zur linken Hand

noch eine Batterie mit vier metallenen Geschützen von 2 bis 3 Pfunden aufgeführt. Item ist noch ein Haus von Steinen aufgeführt, worin des Nachts die Sklaven eingesperrt werden, so Tag und Nacht paarweis an die Füsse geschlossen sein. Unter dem Berge ist ihre Nägerei, worinnen der Compagnie Sklaven und Sklavinnen wohnen, so auf der Insel allerhand Dienste verrichten müssen. Es ist daselbst in einem Thal ein trefflicher Brunnen tief in einen Felsen gehauen, der herrlich süßes Wasser giebt. Vor (für) die daselbst wohnenden Christen oder Matrosen ist eine lange Hütte, item zwei à parte Hüttchens, wo des Gouverneurs und der Schiff' Capitaine wohnen, welche auf ihre Art mit Seiden gekleidet gehen und nichts blosses an ihrem Leibe stehen lassen.

Da wir uns nun bis in den dritten Tag vom Engländer ziemlich traktiren lassen und mit frischen Speisen unser Geblüte erfrischt, fuhren wir endlich wieder an unser Schiff, nachdem wir den Gouverneur zum Gegenbesuch invitirt, damit wir Gelegenheit hätten, dessen Höflichkeit zu entgelten. Dieser schlug es uns nicht ab, weil er ohnedem den andern Tag ein Schiff wolle abbringen, so an die andern Logien schiffen sollte. Wie wir nun an unser Schiff gelanget, bewillkommneten wir den Gouverneur mit sieben Schüssen und suchten mit möglichstem Fleiss alle uns erzeigte Höflichkeit zu erwidern. Den andern Tag fuhren wir an die Cape, daselbst Austern zu suchen, welche des Engländers Schwarzen so gross von den Felsen abhieben, dass wir sie in vier Theile schneiden mussten, ehe wir sie essen konnten.

Die „Näger“ zeigten uns auch eine Austernschale, so noch fest an einem Felsen hing, worinnen ein Stückchen steckte; selbiges, sagten sie, machten die Affen, deren es daselbst viel tausend giebt, wann das Wasser mit der Ebbe abläuft, damit die Pfoten nicht ein-

klemmen; nachmals langen sie ganz appetitlich die Austern aus den Schalen.

Austern giebt es nicht allein in grosser Quantität im Fluss Serra Liona, sondern ich habe sie auch an etlichen Örtern auf den Bäumen wachsend (!) gesehen, die sechs Mann hoch gewesen. Zu verstehen, unten an der Bäume Zweigen, welche von oben in's Wasser hangen. Derer habe ich eine gute Portion verzehrt, die Limonien darein drückend, welcher ich am Strande eine grosse Menge gefunden. Zwar werden es viele vor unglaublich halten, wie es möglich sei, dass Austern und Citronen an einem Baume wachsen können. Solche ungläubige Thomas-Brüder hätte ich gern bei gedachtem Mahle zu Gaste gehabt.“

Nach Beendigung der gegenseitigen Bewirthung wurden die Anker gelichtet, und nach neuntägiger Fahrt von Rio Selter bis zum Capo de Palmas erreichte man die Quaqua-Küste, welche sich 30 Meilen bis Sette Aldeas erstreckt.

Von der Quaqua-Küste berichtet von der Gröben:

„Sie führet den Namen von der Einwohner Sprache, so sich alle auf quaqua endet, und gemahnete es mich, da ich sie reden gehöret, als wenn ein Haufen Enten in einem Pfuhl zusammen schnadderten; des Handels wegen wird sie die „Zahn-Küste“ genennet, weil auf selbiger viel Elefantenzähne fallen, welche die Nagers an Bord bringen und vor Eisen, Becken oder Armringe verhandeln. Wir haben uns nicht getrauet, an's Land zu gehen, weil es ungesund und an vielen Orten noch wilde Schwartzte wohnen, so die Leute fressen. Von Sette Aldeas bis an den Fluss Rio de Sueyro nennt man das Land Aldeas. Es gehört aber noch unter die Quaqua-Küste, weil dessen Einwohner ebenfalls mit nichts als mit Zähnen handeln. In unterschiedlichen Landkarten wird diese Küste in 2 Theile abgesondert, deren das erste Costa de Male Gens wegen Wildheit der Völker,

das andere Costa de Bone Gens genennet wird, weil die Leute etwas freundlicher sind. Von Capo de Palmas bis auf Rio de Sueyro de Costa seyn 73 Meilen, so wir in 16 Tagen gesegelt; doch sind wir mehrentheils hier und da still gelegen.“

Verschiedene Versuche unserer Reisenden, die Neger herbeizulocken, blieben ohne Erfolg. Sie bemerkten aber, dass mächtige Rauchsäulen, welche plötzlich an vielen Stellen aufstiegen, den Nachbarn die Ankunft der Schiffe ankündigten und sie warnten. Später erfuhren die Reisenden, dass kurz zuvor zwei Schiffe, welche mit weisser Flagge die Küste entlang gesegelt waren, alle Neger, welche an Bord gekommen waren, mitgenommen hatten.

Am Rio St. Andreas nahmen die Schiffe Holz und Wasser ein, ohne dass sie von den Negern dabei gestört wurden. Letztere beschlichen zwar in kleinen Abtheilungen von 30 bis 40 Mann die am Lande befindlichen Matrosen; doch kamen keinerlei Zusammenstösse vor.

Erst, als die Schiffe zwischen Cottroe und Capo Lahoe vor Anker gingen, kam die Expedition in directe Berührung und zum wirklichen Tauschhandel mit den Negern.

In von der Gröbens Beschreibung heisst es darüber:

„Dasselbst kamen die Nager haufenweise mit Zähnen an Bord, davon unsere beiden Schiffe 4000 Pfund vor 30 Fässchen Arm-Ringe einhandelten. So oft die Schwarzen an Bord kamen, schriegen sie: Qua, qua, qua, welches so viel als Freundschaft bedeuten sollte. Sie seyn alle baumstarke Leute, tragen an ihrem Leibe keinen Faden von Wolle oder Leinwand, sondern bedecken ihre Scham mit Bast und flechten ihr Haar auf verschiedene Manier: etliche zu lauter Strehnicksens so dicke als ein Bindfaden, und damit es lang sei, ziehen sie schwarzen Bast von Bäumen darunter. Andere machen das Haar als Hörner, hängen auch wohl kleine Ziegenhörner daran. Andere

Beitel

flechten es zu lauter Knöpfen und färben ihren ganzen Leib roth wie ein Scharlach, kauen dabei stets das Kola im Munde nebst einer Wurzel, so es ganz roth wie Zinnober machet. Wann es gar zerkauet, halten sie es zwischen den Leffzen wohl 2 Stunden, den Geschmack davon zu behalten, wälzen es auch mit der Zunge so appetitlich (!) im Munde herum, dass einem Hungrigen auf 3 Tage die Lust zum Essen verschwindet. Sonsten feilen sie ihre Zähne so scharf wie Nadeln, dass sie wie Hundszähne von einanderstehen. Derselbigen Tag, da wir zu Segel gehen wollten, kam ein Näger mit zwey seiner Weiber, jede dem Ansehen nach 40 Jahre alt, an Bord, selbige vor 20 Stangen Eisen zu verkaufen; weil sie aber hessliche alte Teufels waren, stunden sie uns nicht an. Wäre dieser löbliche Gebrauch bei uns gültig, es möchten die europäischen Weiber noch wohlfeiler als in Afrika sein*). Inmassen mancher Mann sich von seinem bösen Weibe zu erledigen, sie nicht nur wohlfeil zu verkauffen, sondern wohl gar mit einer Schenkage dem Käufer überlassen würde. Dieses sage ich nur von den Bösen; denn alle Guten seyn lobenswerth, von denen ich selbst ein Kaufmann seyn wollte. Es ist aber zu beklagen, dass man ihrer so wenig findet; denn es ist nur eine in der Welt und Jedermann meynet, es sei die Seinige.

Endlich sind wir nach Abeni gekommen, allda wir geankert und unser ander Schiff erwartet. Den Tag zuvor legeten wir uns vor Rio Sueyro de Costa, allwo die Schwarzen das erste Gold an Bord brachten. Sie boten uns auch 2 ihrer Kinder, kleine Mädchen von 5 Jahren feil, so die grausamen Eltern um 3 Musquetten weglassen wollten. Eine, weil sie schön war, kaufte der

*) Pardon! Der Verfasser.

Capitain vor zwei Musquetten und ein Cabes Corallen. Der Schwarze kam schliesslich zu mir und dem Capitain allein in die Kajüte, liess die Thür verschliessen, um uns im Vertrauen etwas Vortheilhafteres vor unseren Handel zu offenbaren, im Fall ihm der Capitain eine Flinte und ein Tuch verehren wollte. Da ihm solches versprochen, sagte er: „Hebe Deine Anker und laufe nach Ifheni; daselbst wirst Du von Deinem Gewehr noch einmal so viel Gold machen denn hier, weil sie allda Krieg führen!“

Vormals sind die Portugiesen Herren der ganzen Goldküste gewesen und haben den Schwarzen um 1000 Gulden Gold nicht einmahl die Thore zum Handel geöffnet, ja sie nicht eher eingelassen, bis sie 6000 Gulden Gold bei sich gehabt. Sie haben einen sehr grossen Vortheil von ihnen gezogen, wenn sie die gläsernen Corallen und eisernen Fischangeln an gleichen Gewicht vor Gold den Schwarzen umgeschlagen. Heutigen Tages aber ist es mit ihnen so weit kommen, dass sie nicht allein der meisten vortheilhaftigsten und festesten Plätze von den Holländern beraubt worden, sondern sie erwarten auch nicht vor 6000 fl. die Thore denen Mohren zu öffnen; wann sie nur 6 fl. spüren, so laufen sie ihnen selbst entgegen und danken Gott, dass sie jetzt 100 Reichsthaler gewinnen. Welches unsere Christen sich selbst zu danken haben, indem sie die Mohren so klug gemacht, dass sie jetzo manchen Kaufmann im Handel beschämen sollten, als worinnen sie so verschlagen seyn, dass sie wohl 4 bis 5 Stunden um einen Reichsthaler Werth handeln, diese und jene Waaren, ob sie auch schon zum untersten im Schiffe lagen, zu schauen begehren. Und wann vor einem Platze zwei oder drei Schiffe liegen, so werden sie, um einen besseren Kauf zu haben, eine halbe Meile Weges von einem zum

andern rudern, auch wohl, wo das Glücke gut will, wieder zum ersten kommen und vor einen Dukaten oder Reichsthaler irgend ein Tuch, ihren blossen Leib zu bekleiden, kaufen. Denn das Gold ist bei ihnen eine theurere Waare, als wir Christen uns einbilden, weil sie damit sehr genau wissen umzugehen. Erstlich wägen sie es auf dem Lande zum allergenauesten ab, nachmals thun sie es in kleinere leinene Lappen in 2, 3, 5 bis 6 Quintchen. Selbstige Bündelchen stecken sie in einen hölzernen Schrein und damit zusammen in einen schmalen Sack von Bast, den sie an sechs oder sieben Orten verknüpfen, nachmals wie einen Strick um den Hals oder Leib zu binden. Wann sie nun in das Schiff zu handeln kommen, währet es wohl 3 Stunden, ehe man um den Preis eins wird; darnach wollen sie noch das Gewicht disputiren. Endlich, wann der Kauf recht geschlossen, so ist das Gold halb mit Kupfer oder mit einer guten Partie Staub untermenget. Selbstiges muss ein guter Kaufmann in eine Schale legen und den Sand mit dem Kupfer vom guten Golde ausblasen. Zuletzt nach geschehenem Handeln fordern sie eine Verehrung (so sie eine Dassié nennen), welche man ihnen geben muss, sofern sie wieder an Bord kommen sollen. Alle, die so mit Gold an die Küsten fahren, sind gemeinlich Mäkler, welche von denen im Lande Wohnenden das Gold empfangen, und weil sie der portugiesischen Sprache ein wenig kundig, es an die Christen zu des Landmanns Vortheil verkaufen. Es sind die meisten verschlagene und schlimme Leute, wie mir mein Schiffer davon dieses Exempel erzählet, dass, als er vor 2 Jahren auf der Küste gewesen, ein Mäkler nebst einem Landmann an Bord gekommen; nachdem dieser dessen Gold verkauft, sprach er zum Schiffer, der Gold und Sklaven handelte: „Jetzo habe ich Euch dieses Mannes Gold verkauft, was wollt

Ihr mir für den Kerl selbst geben? Fünfzehn Stangen Eisen machen den Kauf!“ — Der Schiffer aber, den des einfältigen Bauern jammerte, schickte den schelmischen Verkäufer von sich mit einem Verweis.“ —

Am Cap St. Apolonia gelang es der Expedition, viel Gold einzutauschen, die dortigen Neger befanden sich nämlich mit den Nachbarstämmen im Kriege und bedurften in folgedessen viel Gewehre und Munition und tauschten sich für Gold 500 Musketen und 400 Pfund Pulver ein. Nach einem Zusammen treffen mit einem holländischen Lordenträger „Thomas Sturs“, welcher unter dänischer Flagge segelte und dem Geschwader bereits in der Elbe und dann wieder in der Sierra Leona begegnet war und vortreffliches „Zerbster Bier“ an Bord hatte, weshalb von der Gröben auch die halbe Nacht auf dem Schiffe blieb, wurde nach kurzer Fahrt das holländische Fort Axim erreicht. Ueber das letztere schreibt von der Gröben:

„Axim ist das erste holländische Fort auf der Küste von Guinea, nur wie alle Guineische Forts, ausgenommen Mina, mehr zum Schrecken der Schwarzen als zum Widerstand der Christen gebaut. Es ist ein kleines Viereck, gelegen auf einem ziemlichen Berge, an dessen Wurzel ein süßes Wasser bei einer kleinen Nügerei vorbeifliesst und von den Mohren hinauf in's Castel getragen wird. Diese Nügerei lieget auf beiden Seiten des Berges. Sonst hat das Fort keine anderen Christen zur Besatzung als einen Kaufmann, einen Assistenten, einen Corporal und eilf Soldaten, welche capabel genug seyn, sich vor den Schwarzen zu beschützen. Dann grosse Forteressen mit weitläufigen Garnisonen in Guinea zu unterhalten, will der heutige Goldhandel nicht austragen, weil die Lordenträger die Guineische Küste gänzlich verdorben, indem die Neger alle ihre nothwendigen Waaren von den vorbeigehenden Schiffen kaufen. Weil der Handel keinen sonderlichen Fortgang vor Axim genommen,

huben wir unsere Anker in Willens, recta nach Commende zu schiffen, passirten also ohne einziges Aufhalten Capo de Tres Peutas, Tacorary, Boutra, Samma und warfen Anker vor Commende.“

IV.

Zu Commende fangen die Versuche der Holländer an, den deutschen Handel, den sie als ihr alleiniges Recht beanspruchten, an der Küste von Guinea zu verhindern. Von der Gröben weist ihre Anmaassungen jedoch so nachdrücklich und gewandt zurück, dass sie es mit ihren Drohungen genug sein lassen. In wahrhaft humorvoller Weise schildert von der Gröben diese Affaire wie folgt:

„Als wir einen Tag im Gesichte von Commende und Castel del Mina gelegen, auch eine ziemliche Quantität an Gold empfangen hatten, schickte der General-Kaufmann Thomas Ernsthausen, den man General-Directeur der Guineischen Küste nennt, seinen Oberkaufmann Jean Pelt mit zwei Assistenten an unser Schiff, protestireten, dass wir ihrem Handel grossen Abbruch thäten, indem wir doch kein Recht auf der Küste zum Handeln hätten. Weswegen sie uns ersuchten, uns mit unseren Schiffen wegzupacken, sonst würde er sich der natürlichen Rechte bedienen und uns mit Macht von dannen treiben.

Hierauf hielten wir einen Kriegs Rath und gaben den Deputirten zur Antwort: dass wir verpflichtet wären, Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg Ordre nachzuleben, und weil sie sich Herren von der ganzen Goldküste nenneten, so wären wir wohl zufrieden, dass sie ihren Unterthanen den Handel mit unseren Schiffen verbieten möchten. Weil sie es aber nicht thun könnten, wäre es ein klares Zeichen, dass es freye Lande seyen,

in welchen einem Jeden von den Einwohnern gestattet würde, zu handeln, mit wem er es für gut befände. Würde sich im Uebrigen der General-Directeur der natürlichen Mittel bedienen, so müssten wir den Ausgang erwarten und unsere Freyheit mit der Macht, die uns die Natur verliehen, maniteniren. Wir traktirten darauf die Deputirten sehr höflich und liessen bei ihrem Abzuge unsere ganze Lage und Mussqueterie (Kanonen und Gewehre) scharf Feuer geben, zu verweisen, dass wir stündlich parat wären, denjenigen, der uns von der Commendischen Gegend vertreiben sollte, zu erwarten.“

Die Holländer zogen angesichts solcher Erklärung doch vor, mit den Brandenburgern nicht weiter anzubinden, und liessen dieselben ungehindert ihre Reise fortsetzen.

Unfern der Küste lag das Negerdorf Accoda, wo von der Gröben und sein Stab einen sehr geeigneten Platz für Erbauung eines Forts fand. In Folge dessen wurden Unterhandlungen mit einigen Häuptlingen oder Capiscirs angeknüpft. Man brachte deren 8 an Bord, wogegen inzwischen zwei Schreiber und von der Gröbens Kammerdiener als Geisseln am Lande bei den Negern verbleiben mussten. Man bewirthete die Häuptlinge an Bord trefflich; denn von der Gröben schreibt darüber:

„Nach vorläufig zum Abschluss gebrachtem Contract liess ich sie von unten in das Zelt, wo eine Tafel zubereitet war, führen und durch meine Ingenieursergestalt traktiren, dass man sie alle wegen Trunkenheit an einem Tau in das Fahrzeug niederlassen musste.“

Von der Gröben mochte jedoch zunächst keinen festen Vertrag mit den Accodaleuten abschliessen, weil er Befehl hatte, in erster Linie die drei Häuptlinge, mit welchen der Capitain Blonck bereits früher den schon erwähnten Contract eingegangen war, aufzusuchen.

Es waren einige Tage verstrichen, als die Holländer von Fort Mina plötzlich in Accoda erschienen und die holländische

Flagge aufhiessten. Dadurch sah sich von der Gröben genöthigt, weiter nach Süden zu segeln. Auf diesem Wege bemerkten unsere Reisenden überall an der Küste zerstörte Negerdörfer, und bald erfuhren sie, dass man erst jüngst den Negerstamm Adom und die ganze Gegend mit Krieg überzogen und die Männer meist erschlagen oder als Gefangene fortgeschleppt hatte. Von den drei Häuptlingen, die vermuthlich ebenfalls Opfer des Krieges geworden waren, war jedoch nichts zu finden. Man zog deshalb noch eine Tagesreise weiter nach Süden und entdeckte am 27. December 1682 unfern des Dorfes Pokohor den Berg Mamfor, der zur Erbauung einer Forteresse ganz vorzüglich geeignet erschien. Von der Gröben berichtet darüber:

„Dieweil wir den Berg zur Erbauung einer Feste so bequem als irgend einen Ort auf der ganzen Küste gefunden, forderte ich die Capitains und beide Ingenieure auf und wir resolvirten zusammen, ohne fernere Weitläufigkeiten auf gedachtem Berge Posto zu fassen. Worauf ich meine Soldaten zusammenkommen lassen, ihnen vorstellend, wie man Willens wäre, ein Fort auf gedachtem Berge zu bauen. Wer Lust hätte, eine gewisse Zeit allhier in Garnison zu bleiben, sollte sich angeben, darauf sich alle miteinander auf gewisse Conditionen willig offeriret.

Also zogen wir nach Lösung von fünf Stücken mit Pauken und Schallmeyern an's Land und erfuhren bei unsrer Ankunft, dass zwei Capiscirs auf'm Berge wären, worauf ich mit fliegender Fahne und Pauken und Schallmeyern mich zu ihnen hinaufbegeben, da sie mir entgegengekommen und mich in eine alte aufgeworfene Hütte gebeten, allwo ich ihnen mein Vornehmen zu verstehen gegeben und sie mit wenigen Worten zu meinem Willen gebracht. Noch an demselbigen Tage habe ich 6 dreipfündige Stücke durch einen engen Steig auf die Spitze gezogen und geschleppt; auch liess ich mir noch

selbigen Tages ein Zelt von einem Schiffssegel aufschlagen und blieb die Nacht über im Lande.

Den folgenden Tag als den ersten Januarii Anno 1683 brachte Capitain Voss eine grosse kurfürstlich Brandenburgische Flagge vom Schiff, die ich mit Pauken und Schallmeyern aufgeholet, mit allen in Gewehr stehenden Soldaten empfangen und an einem hohen Flaggenstock aufziehen lassen, dabei mit fünf scharfgeladenen Stücken das Neue Jahr geschossen, denen jedes Schiff mit fünf geantwortet und ich wieder mit drei bedanket.

Und weil Sr. Kurfürstl. Durchlaucht Name in aller Welt gross ist, also nennete ich den Berg „den grossen Friedrichsberg“. Diesen Tag baueten sich unsre Soldaten ihre Baraquen, und ich liess durch die Nägers vor mich und meine Offizierer auch eine lange Baraque aufrichten. Indessen berief ich meine Offizierer nebst den zween Capiscirs zu mir in's Zelt, gab ihnen mein Vorhaben abermals zu verstehen und begährte, mich ihrer Treue durch einen Eyd zu versichern. Worauf sie geantwortet: dass ich daran nicht zu zweifeln, dafern ich mit ihnen Fetisie (Freundschaft) saufen wollte, dass wir es gleichfalls treu mit ihnen meinen, sie nie verlassen und sie wider ihre Feinde vertheidigen wollten. Hierauf, da ich eingewilligt, ward eine Schale mit Branntwein herbeygebracht und mit Schiesspulver durchgerührt. Daraus musste ich die unangenehme Gesundheit anfangen, die beiden Capiscirs folgten mir nach und beschmierten mit dem Rest den gemeinen Schwarzen die Zunge, damit sie auch getreu bleiben möchten.

Nach Verrichtung dieser herrlichen Ceremonien beschenkte ich sowohl die Capiscirs, als auch die umstehenden Schwarzen reichlich, der Meinung, ich würde wohl nicht nöthig haben, noch mehr Präsente auszutheilen.

Aber die Zeit hat mich nachmals viel ein Anderes gelehrt. —

Selbigen Tages brachten wir noch drei sechspfündige Stück auf den Berg. Den folgenden Tag aber ward von den Ingenieuren das Fort abgestochen, von denen Schwarzen Pallisaden angeschafft und von meinen Soldaten abgesetzt.“

Hierauf beschreibt von der Gröben den Berg und die Forts von **Gross-Friedrichsberg** ganz genau. Danach lag der grosse Friedrichsberg 4 Ruthen hoch, war 30 Ruthen lang und 12 Ruthen breit. Der Grund war „ganz leimicht“. Der Berg erstreckte sich „bei 5 Ruthen in die See“, lag „vom Munde (von der Mündung) des Flusses“ 1000 Schritte, von einem anderen Berge, den von der Gröben und seine Ingenieure mit D bezeichneten, eine halbe Meile und von einem anderen von ihnen mit A bezeichneten Berge nur 20—30 Schritt entfernt.

Aus der weiteren Beschreibung geht hervor, dass der Fluss zwei Mündungen hatte, dass die eine derselben zu „Sommers Zeiten stets trucken“ war, während die andere Ebbe und Fluth hatte, 4 Ruthen breit und bei hohem Wasser 6 Schuh tief, dabei ganz „klippicht“ war. Alles ist — so bemerkt von der Gröben — auf dem Kartenplane (der seinem Werke beigegeben ist) näher bezeichnet, so auch die Klippen und der Fluss, „so zu Winters Zeiten den Berg zur Insel macht.“

Dann fährt von der Gröben in seiner Schilderung fort:

„Als wir in unserer Arbeit begriffen, gab sich bei uns ein Axinischer Capiscir an, so eine holländische Flagge bei sich hatte, mit Ordre von ihrem Kaufmann, solche auf der Höhe wehen zu lassen, wofern wir noch nicht Posto gefasset; er musste aber, wie er gekommen, wieder wegziehen. In der Folge passirten täglich viele Capiscirs mit ihren Untersassen den Berg, indem allhie die gemeine Landstrasse sich befand, welche fast alle bei uns Visite ablegten, uns mit einer Schüssel

Reiss oder einem Paar Hühner beschenkten, davor ich ihnen etliche Reichsthaler Werth wieder schenkte und den Leib voll Brantwein zu saufen geben musste. Einige zogen davon; einige blieben bei uns und bauten sich Häuser auf dem Berge, inzwischen dass die Näger und unsere Leute in ihrer Arbeit fortfuhren. Selbigen Tages übergab Capitain Blonck, den ich zum Commandanten des Forts gemacht, dem Capitain Voss sein Schiff und kam zu mir auf den Berg zu wohnen. Kurz darauf kam ein englisches Schiff, so das erste gewesen, das unsere Flagge mit Kanonen-Schüssen begrüset und bei uns geankert.

Darauf ging der Capitain Voss mit der Fregatte „Morian“ nach Capo St. Apolonia zu handeln.

Folgenden Tages setzte ich den Contract zu Papier, den ich mit den Capiscirs, derer 14 nunmehr auf dem Berge waren, geschlossen, weil sie es selbst an mich oftmals gesucht; da ich sie von einer Accodaischen Gesandtschaft wissen lassen, waren sie noch miss-trauischer, indem sie in Furcht stünden, wir möchten sie verlassen.

Derowegen berief ich sie in mein Gezelt, setzte mich mit dem Commandanten Philipp Blonck und denen Capiscirs an eine Tafel, gab ihnen abermals die im Contracte stehenden Punkte auf portugiesisch zu verstehen und begehrete, sie möchten selbige beschwören. Da forderten sie erstlich gewisse Waaren von mir, davor sie unserer Compagnie den Berg und die umliegende Gegend eigenthümlich verkauften.

Nachmals liess ich eine Schale Brantwein, Wehr-muths-Extract und Violensaft zurichten, nahm einen Löffel in die Hand und fragte den Aeltesten, ob ihm beliebe zu trinken; selbiger sagte: „Ja, ich trinke, folgende Punkta, so man mir vorgelesen, zu

halten, unter dieser, über uns wehenden Fahne zu leben und zu sterben! Breche ich meinen Eyd, so lasse mich der grosse Monarch augenblicklich sterben!“

Einige unter ihnen wollten zwar Fetisie trinken, konnten aber nicht eher mit den ihrigen den Berg beziehen als in drei, vier oder sechs Monaten, solches aber wollten die andern nicht zugeben.

Nachdem sie nun Alle den Eyd geleistet, nahm der älteste Capiscir die Schale in die Hand und begehrete: Ich sollte ihnen Allen nebst dem Commandanten schwören, sie wider alle ihre Feinde zu beschirmen und in keiner Noth zu verlassen, ihnen ihre Weiber und Kinder nicht wegzunehmen oder zu verkaufen. Welches ich ihnen zu halten versprochen, ausgenommen, wenn sie den Holländern würden Ursach geben oder etwas entfremden.

Damit steckete mir der Capiscir einen Löffel voll des Trankes in den Hals, dass ich sechs Wochen daran genug hatte, wie auch dem Commandanten. Wir gaben ihnen dann ihre Präsente, dazu noch einen Anker Branntwein und liessen sie von uns.“

Die Befestigungsarbeiten von Gross-Friedrichsburg wurden aber durch das Ausbrechen eines bösen Fiebers unangenehm unterbrochen und überaus verzögert. Diese Krankheit raffte einen grossen Theil der Besatzung hinweg und warf auch von der Gröben und das Personal seines Stabes auf's Krankencamp. Von der Gröben berichtet darüber:

„Diese grimmige Land-Krankheit nahm so stark überhand, dass von 40 Mann nicht mehr als 5 ihre Wacht thun konnten. Wir anderen lagen alle zu Bette. Ich wusste in der Raserei von meinen Sinnen nichts, der Commandant, die Ingenieurs, der Feldscherer nebst allen Soldaten konnten sich nicht rühren, sondern starben täglich einer nach dem andern so schleunig weg, dass

man den Tag über nichts zu thun hatte, als Gräber zu machen, so wir mit grünem Strauchwerk ausgestecket und die entseelten Körper in Gottes Namen hineingelegt.

Man hatte mich schon zweimal vor todt gehalten, ja, ich war in einem so elenden Zustande begriffen, dass die Capiscirs selbst alle ihre Mittel hervorgesuchet, mir zu helfen. Da ich einmal, meines Verstandes ganz beraubet, in einer tiefen Ohnmacht lag, kam der eine mit einem Haufen Riemen, an welchen eiserne Pinnen waren; selbige zählte er über meinem Haupte hin und her mit dabey gefügten Worten, welche aber von meinem Volk nicht verstanden wurden. Folgenden Tages segnete mich sonder mein Wissen ein anderer mit einem Ey; ein dritter brachte einen jungen Hund, auf den er all' mein Siechthum bannte und nachmals denselben ertränkte. Unterdessen frass der Tod die beiden Ingenieurs, den Secretarium, Sergeanten und vier Soldaten.

Die angefangenen Arbeiten blieben stecken, weil unsere zwei Zimmerleute auch krank darniederlagen. Bis endlich unser Schiff von Capo St. Apolonia zurückgekommen. Von dem nahmen wir an die 15 Matrosen an's Land, die nebst einigen gesunden Soldaten das Wohnhaus mit den Baraquen verfertigt und die Pallisaden mit Erde gefüllet. Kaum war unser Werk gethan, da schickte der Capiscir Casparo von Axim, der das ganze Land fast regieren will, seinen Sohn und liess durch denselben uns warnen, wir möchten gute Wacht halten; denn die Einwohner von Adom wollten uns binnen 2 Tagen mit 3000 oder 4000 Mann überfallen.

○Mir war bei der Sache nicht wohl zu Muthe; denn unser waren nur ungefähr 50 Mann, diejenigen vom Schiffe mitgezählt; dabei hatten wir 200 wohlarmirte Schwarze. Des anderen Tages Vormittags kamen unsere Capiscirs, bittend, wir möchten doch ihr Weib, Kind,

Hab' und Gut in's Fort nehmen; denn der Feind wäre schon da. Zugleich hörten wir auch etliche 1000 Mann eine halbe Meile Weges von uns im Gebüsch stets mit ihren Musketten platzen. Wir hatten uns auch fertig gemacht und unsere Stücke mit Kardätschen geladen. Da sich nun der Feind, welcher vielleicht gemeinet, wir sollten vor Schrecken laufen, in stetem Feuer zu uns genahet, befahl ich, mit einer sechspfündigen Kugel unter sie zu schießen, welche recht in den grossen Haufen geschlagen. Sogleich hatte der Krieg sein Ende, weil die Mohren nichts weniger als das grobe Geschütz vertragen können; sie hörten auf zu schießen und liefen in aller Geschwindigkeit davon, denen unsere Schwarzen noch ein ziemliches Stück Weges nachsetzten.“

V.

Ungeachtet seiner angegriffenen Gesundheit hatte von der Gröben auf Gross-Friedrichsburg alle möglichen Anordnungen und Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Nunmehr schickte er sich an, sich den Einflüssen des Klimas zu entziehen, weshalb er mit dem „Morian“ das gesunde St. Thomas (die jetzt portugiesische Insel St. Thomas im Meerbusen von Guinea) aufsuchte, woselbst er sich sammt seiner Mannschaft nach kurzem Aufenthalte völlig erholte. Dann kehrte er nach der Goldküste zurück und besuchte das Königreich Adra und Benin, darauf das Land Soere an den Flüssen Forcados und Raul und zuletzt auch das in neuester Zeit vielgenannte Kamerun. Von diesem „Lande der Krabben“ (Camerones-Krabben) weiss er zu erzählen:

„Die Einwohner der Bucht Camerones sind noch ganz wilde Leute, fressen nicht allein die Weissen, sondern auch ihre Todten, führen stets Krieg unter einander. Jedoch findet man in dieser Bucht noch einen Ort, wo

die Einwohner Schaquini genannt werden. Von selbigen bekommt man Elfenbein und Pfeffer, der weiss ist, vor kupferne Arm- und Fussringe; denn die Schaquini sind etwas menschlicher als die anderen. Man will vor gewiss berichten, dass 150 Meilen landwärts hinein ganz weisse Leute wohnen, so ein weiss gekräuselttes Haar und weisse Augenbrauen haben sollen. Des Tages, wann die Sonne allbereits aufgegangen, können diese wenig sehen, sondern blinken stets mit den Augen, weswegen sie bei Nacht, da ihr Gesicht sehr scharf, mit den benachbarten Schwarzen kriegen, denen sie auch grossen Schaden zufügen. Sie fegten desperat und lassen sich nicht wohl gefangen nehmen.

Allhier folgt der Fluss Calbires, allwo viele Schiffe stets ihre Sklaven laden, so vor Eisen verkauft werden; aber sie sind so dumm wie das unvernünftige Vieh, indem man sie schwerlich ein Handwerk oder andere Arbeit lehren kann, aus welcher Ursache sie Niemand gerne kauft. Diese Völker liegen recht unter der Mittel-Linie und haben ihren König, so fast alle dahin kommende Schiffe besucht und sie mit Sklaven regaliret, damit er auch beschenkt werden möge. Allhier reparirt man die schadhafte Schiffe, weil der Fluss dazu sehr bequem ist. Dennoch ist die Luft so verpestet, dass Niemandem zu rathen, lange an diesem Orte still zu liegen. Wann allhier die Schiffe ihren Handel getrieben, laufen sie auf Capo de Lopo, wo sie sich mit Wasser und Holz gänzlich versehen. Dieses dürfen sie nicht hauen, sondern die Nagers bringen es selbst an die Schiffe. Man handelt allhier viel Elfenbein, Honig und Wachs, davon die Einwohner ihre grösste Nahrung haben. Capo de Lopo lieget auf der Ostseite von der Linie und machet den Anfang von dem Königreich Angola. Von dem Gold-Küste-Ende bis Capo de Lopo rechnet man 200

Meilen. Zwischen der Mittagslinie und dem Tropico Capricorni wird wenig gehandelt, weil die Einwohner noch sehr wild sind. Ausgenommen an etlichen Orten, als zu Bengo, Dando, Ambres, Puida, Congo, Loando und in der Krümme Alauro Martius, wo die Portugiesen Sklaven und Elfenbein handeln. Im Königreich Congo sind die Portugiesen wohlgelitten, weil sie demselben König stets wider die Könige von Puida, Pinkin und Miffica streiten halfen, weswegen er den Portugiesen, die im Lande wohnen, auch alle seine Gefangenen verkauft. Zu Loande, so im Königreich Angola lieget, haben die Portugiesen ein klein Städtchen, St. Paulo genannt. Dahin werden alle Uebelthäter, so den Tod in Portugal verwirkt, gesandt, wider die Näger zu kriegen und das Castel Masengama zu beschützen, allwo eine schädliche Luft, dass von 1000 Verbannten kaum 20 zurückkommen. Sonst sind die Einwohner noch sehr wild, beten den Teufel an und fressen die Menschen. Auch haben sich die Kaufleute, so mit ihnen handeln, sehr vorzusehen, damit sie nicht alle todtgeschlagen werden.“

Von der Gröben's weiterem Vordringen setzte die nach Süden hin beginnende öde und unfruchtbare Küste ein Ziel. Man trat die Heimreise an, besuchte noch einmal Gross-Friedrichsburg, um von diesem Werke von der Gröben's, welches damals die vornehmste Veste an der ganzen afrikanischen Küste und mit schönen Aussenwerken, einem grossen stolzen Thore und 4 Batterien mit 46 eisernen Kanonen versehen war, Abschied zu nehmen.

In St. Thomas anlaufend, besuchte von der Gröben unterwegs die Salz- und flamischen Inseln (Terceras auf Terra nova) und kehrte über England und Schottland im August (1683) zum heimathlichen Hafen zurück.

Vom Kurfürsten hochgeehrt und mit der Hauptmannschaft über die beiden Aemter Marienwerder und Riesenburg belehnt,

lebte von der Gröben in Marienwerder einige Jahre. Im Jahre 1688, im Todesjahre des Kurfürsten, zum Obersten befördert, nahm er später an dem Kriege der Venetianer gegen die Türken auf der Halbinsel Morea Theil und trat dann in polnische Kriegsdienste.

Nach einem vielbewegten, thatenreichen Leben starb er am 30. Januar 1728.

VI.

Um die Zeit der Rückkehr von der Gröben's aus Afrika war die Westafrikanische Compagnie von Pillau nach Emden verlegt worden, desgleichen „eine Compagnie der Marine von hundert Köpfen unter einem Hauptmann, Fähnrich und anderen „Behörigen Officieren“.

Die Uebersiedlung der Hauptkammer der afrikanischen Compagnie hatte selbstverständlich des Kurfürsten „Rath und Directeur General de Marine, Benjamin Raule“, bewirkt. —

Gleichzeitig wurde eine Admiralität, die jedoch der Ober-Admiralität untergeordnet blieb, in Emden errichtet und Waarenlager und Packhäuser gemiethet. Von Emden aus gingen fortab die brandenburgischen Schiffe in See und in den Emdener Hafen liefen sie wieder ein.

Das von Raule entworfene Reglement jener Compagnie ist noch vorhanden und bietet dem Freunde der vaterländischen Geschichte viel des Interessanten. Es ist datirt: „Cölln an der Spree, den 18./28. April 1683“.

VII.

In Afrika waren die auf Gross-Friedrichsburg zurückgelassenen Brandenburger auch keineswegs unthätig.

Sie knüpften die mit den Negeren in Accoda zuerst durch Capitain Blonck eingeleiteten Beziehungen, die von der Gröben

der Holländer der Colonie del Mina wegen, nicht fortgesetzt hatte, wieder an. Der Commandant in Gross-Friedrichsburg Major Dillger schloss unterm 24. Februar 1684 einen Kaufvertrag über einen 2½ Meilen nördlich von Gross-Friedrichsburg belegenen Berg mit den betreffenden Negerhäuptlingen ab. Auf diesem Berge errichtete man das später mit dem Namen Dorotheenschanze bezeichnete Erdwerk, welches mit 12 Kanonen und 9 Mann Besatzung ausgerüstet wurde und als Befehlshaber den Kriegsbaumeister Capitain von Schnitter erhielt.

„Damit, dass hinfüro keine Prätension an dem Berge und umliegenden Orthen gemachet werde“, — heisst es in dem Vertrage — „so haben drei Cabusiers (Häuptlinge), welchen das Landt alleine zukommt, solches vor eine peese Goldt an Sr. Churf. Durchlaucht verkauft, welches sie mit ihren gewöhnlichen Charaktern nochmalen bezeichnet, solches feste zu halten und damit bezeugen, dass ihnen die peese Goldt davor bezahlet.“

Der Raum gestattet hier nicht, den immerhin interessanten Vertrag vollständig wiederzugeben. Es begab sich aber zu seiner Erfüllung der Negerhäuptling Jamken in Begleitung mehrerer gutgewachsener Neger in demselben Jahre (1684) nach Berlin, um die Unterwerfungsurkunde zu überreichen.

In Berlin wurde selbstredend diese erste schwarze Gesandtschaft feierlich empfangen, ihr alle nur denkbare Aufmerksamkeit erwiesen und sie trefflich und gastlich bewirthet. Reich beschenkt und von der Aufnahme sehr befriedigt, kehrte dieselbe nach Afrika zurück.

Diese westafrikanische Gesandtschaft nach Berlin hatte in ganz Europa das grösste Aufsehen erregt und natürlich auch vielfach den Neid auf den Kurfürsten, „der so verschiedene Progressen mit seinen Unternehmungen und so sublime Ideen habe, sogar eine Negergesandtschaft nach Berlin kommen zu lassen“.

Jene schwarzen Gesandten aber sorgten, in die Heimath zurückgekehrt, unwillkürlich dafür, weit und breit unter ihren Landsleuten die Kunde von der Macht und Herrlichkeit des Kurfürsten zu verbreiten; denn als die Colonien längst aufgegeben worden waren, lebte die Erinnerung an die brandenburgische Herrschaft unter jenen Negern noch fort, ja, der Negerhäuptling Jean Cuny kämpfte noch 5 Jahre hindurch tapfer gegen die Holländer, nachdem die Forts längst abgetreten worden waren, weil er diese Thatsache nicht zu glauben vermochte.

Eine sehr schwierige Stellung nahm unter den eigenartigen Verhältnissen die Besatzung dieser brandenburgischen Colonie selbstverständlich ein, und es sind noch Privatbriefe vorhanden, welche die Lage der damals in Gross-Friedrichsburg befindlich gewesenen Personen trefflich schildern.

Zu Anfang des Jahres 1685 war zwischen den Negern von Atna bei Taccarary und dem Stamme Adom ein Krieg ausgebrochen. Die Atnaleute, von ihren Schutzherren, den Holländern, verlassen, suchten beim Commandanten von Gross-Friedrichsburg, Major von Schnitter, Schutz, der in Folge dessen am 4. Februar 1685 einen Vertrag mit denselben abschloss und schon am nächsten Tage den Fähnrich du Mont mit 1 Gefreiten und 6 Mann nebst drei Geschützen absandte. Du Mont nahm Taccarary in Besitz und liess eine kleine Redoute (geschlossene Feldschanze) aufwerfen, die er mit Pallisaden umgab. So entstand die dritte brandenburgische Befestigung an der westafrikanischen Küste.

Zur Sicherung der Verbindung zwischen Gross-Friedrichsburg und der Dorotheenschanze baute man mitten auf dem Cap der drei Spitzen eine vierte Befestigung, die Loge Taccarama, später „Sophie-Louise“ genannt, in deren Nähe sich die Hauptwasserstation der Colonie befand.

Der Neid der Nachbarn wegen Besitznahme dieses doppelt wichtigen Punktes blieb allerdings nicht aus.

Zu jener Zeit stand der Handel mit Negersklaven in höchster Blüthe. Wollte die brandenburgisch-afrikanische Compagnie einträgliche Geschäfte machen, so musste sie ebenfalls Sklavenhandel treiben. Letzterer bedingte aber wieder einen Sklavenmarkt in Westindien. Einen solchen räumte Dänemark nach langwierigen Verhandlungen durch Vertrag vom 5. November 1685 auf St. Thomas (in den kleinen Antillen) endlich ein.

VIII.

Die maritimen und colonialen Unternehmungen des Kurfürsten wurden indessen von seinen zahlreichen Neidern und Feinden offen und im Geheimen auf jede Weise bekämpft; vor Allem suchte die Holländisch-Westindische Compagnie deren Untergang herbeizuführen. Schon früher hatten die Holländer das Schiff „Wappen von Brandenburg“ sammt Ladung genommen und nach dem Castel del Mina gebracht. Die Generalstaaten billigten das Auftreten der holländischen Compagnie und wurden durch ihren Gesandten von Amerongen beim Kurfürsten dahin vorstellig, dass dieser Compagnie der Alleinhandel an der Goldküste, überhaupt in ganz Guinea zustünde. Dagegen verwahrte sich der Kurfürst natürlich, indem er unter Anderem erklärte: „Ausser der Goldküste wären noch viele Gegenden, wo Jedweder frei handeln könnte.“

Trotz dieser auf den einfachsten Rechtsgrundsätzen fussenden Erklärung arbeitete die holländische Compagnie fortgesetzt am Untergange der Emdener Compagnie und leider mit Erfolg. Sie weigerte sich, wegen des aufgebrachten brandenburgischen Schiffes „Wappen von Brandenburg“ Genugthuung und Entschädigung zu geben. Deshalb liess der Kurfürst die Abführung der Schuld der ostfriesischen Stände einstellen, und da dies nicht ausreichte, drei Kriegsschiffe ausrüsten, um seinem

Rechte den entsprechenden Nachdruck zu verleihen. Das zog: Man zahlte endlich der brandenburgischen Compagnie 40 000 Thaler Entschädigung.

Wir übergehen die Anfechtungen, welche dem Kurfürsten die inneren Feinde, vornehmlich die Fürstin Charlotte Christiane von Friesland entgegensetzten; letztere suchte Kaiser und Reich gegen ihn aufzubieten. Der Kurfürst wehrte sich mannhaft und, Dank seiner Entschiedenheit, schien der Bestand der afrikanischen Compagnie gesichert.

Allein es drohten dem jungen Unternehmen von den eigenen Interessenten gleichfalls Gefahren. Die Zuschüsse reichten nicht aus, da die Festungs-Anlagen in Afrika grosse Summen verschlangen; die Geschäfte gingen schlecht und ausserdem kamen auch Unterschleife von Gesellschaftsbeamten vor. Die ostfriesischen Theilnehmer verloren zuerst den Muth. Aber der unverzagte Kämpfer Raule wusste den Kurfürsten durch neue Erwerbungen, welche er inzwischen in Afrika gemacht hatte, zu bestimmen, das ganze Unternehmen für eigene Rechnung fortzusetzen. Er schloss unterm 19./29. Juni 1686 einen entsprechenden Cessionsvertrag zwischen den Betheiligten ab, den Kurfürst Friedrich Wilhelm am 14./24. Juli zu Wesel bestätigte.

Die vorstehend gedachten neuen Verbindungen mit Westafrika waren schon 1685 durch den Capitain Roers eingeleitet, der mit dem König Heddy von Arguin (Eiland zwischen den Senegal und den kanarischen Inseln) ein interimistisches Uebereinkommen getroffen hatte, welches 1687 erneuert und vom Kurfürsten ratificirt wurde.

Die Feste Argyn war nämlich bereits im Jahre 1620 von den Portugiesen erbaut, 1672 aber verlassen und von den Franzosen zerstört worden. Jetzt wurde sie unfern des weissen Vorgebirges aus Klippensteinen vortrefflich wieder errichtet, mit 30 Kanonen armirt und mit einer Besatzung von 30 Mann versehen.

Die Blüthezeit der westafrikanischen Compagnie schien

nunmehr anzubrechen. Ihre Schiffe brachten reiche Frachten und entsprechenden Gewinn. In einem Bericht aus jenen Tagen heisst es: „Sie führten Sucker, Cocou, Indigo, Catun, Roucon, Thabagk, Packholz, Campechie, Olyphandstauten (Elephantenzähne), Gumm (Gummi), Häuter (Häute), Struisfedern (Straussfedern) und viele andere Fracht in Emden ein.“

Gleichzeitig aber wuchs die Eifersucht der holländischen Compagnie. Zwar wurde das Recht des Kurfürsten auf seine Besitzungen in Guinea im Herbst 1686 von den General-Staaten anerkannt, die Uebergrieffe der mächtigen holländischen Handelsgesellschaft aber dauerten fort, ja sie wagte es sogar, die brandenburgischen Besitzungen in Westafrika mit bewaffneter Hand anzugreifen. Der Befehlshaber des holländischen Castels del Mina General de Sweers lockte den kurfürstlichen Commandanten der Schanze Accada sowie einen Gefreiten und einen Mann der Besatzung am 7. Oktober 1687 auf sein Schiff und behielt sie als Gefangene. In der noch im Bau begriffenen Schanze blieben nur fünf Mann übrig, die dem Angriffe mehrerer hundert bewaffneter Neger, welche de Sweers mit sich brachte, erliegen mussten. Vor Gross-Friedrichsburg jedoch hatte de Sweers kein Glück. Auf seine an den Commandanten gerichtete Aufforderung zur Uebergabe des Forts erhielt er die echt brandenburgische Antwort:

„ Wir werden unsere Schuldigkeit thun und uns bis auf den letzten Mann verwehren!“

Da nun auch der Versuch, die Negerstämme, welche unter brandenburgischer Hoheit standen, abtrünnig zu machen, misslang, blockirte de Sweers Gross-Friedrichsburg von der Seeseite her und nahm das Blockhaus Taccarary mit seiner kleinen Besatzung von nur einigen Mann in der Nacht vom 12. zum 13. October 1688.

Im December desselben Jahres kaperten die Holländer das brandenburgische Schiff „Berlin“, welches sich auf der Fahrt nach Guinea befand. Der Kriegszustand währte bis zum

Frühjahr 1690 an jener Küste. Obgleich mit Holland in tiefstem Frieden, erlebte der grosse Kurfürst die Missachtung seiner Flagge von Seiten der Angehörigen jener holländischen Compagnie noch; sogar auf seinem Sterbelager (1688) musste er die Kunde ihrer Gewaltacte vernehmen, die er für einen Kriegsfall ansah.

Wie hoch der grosse Kurfürst die coloniale Unternehmung geschätzt hatte, ist daraus zu erschen, dass es noch in den letzten Jahren seines Lebens sein Wunsch gewesen war, seine afrikanischen Colonien einmal persönlich zu besuchen, der allerdings unausgeführt blieb. Als er auf seinem Sterbelager vernahm, dass die holländische Handelsgesellschaft sich seines Schiffes „Berlin“ bemächtigt und die Waarenlager von Gross-Friedrichsburg geplündert hatten, erfüllte ihn das mit tiefem Kummer, und er ordnete an, dass deshalb von Holland Genugthuung gefordert werde und an seinem Todestage gab er die Parole aus „Amsterdam“.

Infolge des Ablebens dieses bedeutenden Hohenzollern (29. April 1688) kam es indessen nicht zur Kriegserklärung an Holland; wohl aber war mit seinem Tode der Untergang der brandenburgischen Colonie besiegelt. Allerdings suchte Kurfürst Friedrich III., der nachmalige erste Preussenkönig, die Schöpfung seines grossen Vorfahren zu erhalten. Er setzte auch durch, dass die westindische Handels-Compagnie das Fort Accoda wieder herausgeben musste; die Streitigkeiten um die Besetzung von Taccarary währten indessen bis zum Jahre 1694 fort, in welcher Zeit die Holländer das Fort in die Luft sprengten.

Taccarary wurde aufgegeben. Im Jahre 1697, als die Schulden der brandenburgischen Compagnie auf eine halbe Million Thaler herangewachsen waren, erboten sich holländische Kaufleute, die ganze Compagnie mit allen Activis und Passivis zu übernehmen. Kurfürst Friedrich III. ging auf dieses Anerbieten nicht nur ein, sondern er erliess den Unternehmern seine Forderung bis auf 89 200 Thaler. Ausserdem verpflichtete

er sich, einen jährlichen Zuschuss von 12 000 Thalern 10 Jahre hindurch zu zahlen, und rettete den Privatereditoren die Hälfte ihrer Einlagen, welche von der neuen Gesellschaft mit etwa 132 000 Thalern auch richtig ausgezahlt wurden.

So war die Compagnie in den Besitz der Ausländer gelangt. Anfangs machten dieselben auch ganz leidliche Geschäfte; allein schliesslich trat in Folge von vielerlei Unfällen, wie Krieg, Seeräuberei, Seeschäden und Verlusten Stockung und dann gänzlicher Stillstand ein.

Auf einem erneuten Versuch Friedrichs III., der inzwischen als Friedrich I. König in Preussen geworden war, den er im Jahre 1709 machte, um die Unternehmer zur Wiederaufnahme der Geschäfte zu vermögen, erklärten dieselben, lieber ihre Einlagen verlieren als neue Summen daran wagen zu wollen. Infolgedessen löste der König die Gesellschaft in feierlicher Weise auf. —

Leider blieben Raule auch in seinem vorgerückten Alter die Verdächtigungen seiner Neider nicht erspart. Man stellte den Greis im Jahre 1698 unter Anklage, Unterschleife begangen zu haben und zog dessen Vermögen (das Gut Friedrichsfelde bei Berlin und das noch heute „Raule's Hof“ genannte Haus in der Adlerstrasse zu Berlin) für Schädigung von Staatsgut ein, musste ihn aber nach einer vierjährigen Untersuchung vollkommen freisprechen. Auch die „holländische Poliermühle“, welche Raule auf dem Grund und Boden des Hauses der Adlerstrasse 10 angelegt hatte, ging an die Landesherrschaft über, verfiel jedoch sehr bald.

Vor Gram starb der Siebenzigjährige am 6. Mai 1708 zu Hamburg, nach Anderen auf seinem Gute Wittenberge (?). Jedenfalls verdient B. Raule, als der Chef und Schöpfer der ersten brandenburgisch-preussischen Marine einen Ehrenplatz in der vaterländischen Geschichte.

Von der Gröben überlebte den Verkauf der brandenburg-westafrikanischen Colonie um 18 Jahre.

Friedrichs I. Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., gewiss der bedeutendste Staats-Oekonom seiner Zeit, versuchte es aber trotzdem im Jahre 1714 nochmals, die Compagnie wiederherzustellen; allein die Schwierigkeiten, welche ihm entgegen traten, waren so gross, dass er diese Idee bald wieder aufgab.

Mit der allmählichen Auflösung der brandenburgisch-afrikanischen Compagnie nahm auch der Werth der brandenburgisch-westafrikanischen Colonien bedeutend ab, ja sie wurden dem Staate zuletzt eine drückende Last. Deshalb verkaufte Friedrich Wilhelm I. für 7200 Dukaten und 12 Schwarze im Jahre 1720 seine sämtlichen Besitzungen in Afrika: Gross-Friedrichsburg, die Dorotheenschanze, das Fort bei Taccarama und Arguin am weissen Vorgebirge sowie die Gebiete in Taccarary und Lutric, einer holländisch-westindischen Handelsgesellschaft, derselben überlassend, sich selber in den Besitz der Colonien zu setzen, was allerdings nicht leicht war; denn in Gross-Friedrichsburg waren, seit die Regierung der Colonie alle Theilnahme und Unterstützung entzogen hatte, traurige Verhältnisse entstanden. Da die Bitten des Gouverneurs an den König um Gewährung von Mitteln für den Unterhalt, um Ergänzungsmannschaften und Munition unerfüllt blieben, kehrte derselbe nach Europa zurück, um dem König die Lage der Dinge persönlich vorzustellen. Er war überzeugt, dass dieser seine Depeschen nicht erhalten hatte. Als seinen Stellvertreter berief er den ihm verbündeten Negerhäuptling Jean Ouny und übergab demselben die brandenburgische Staatsflagge und nahm von ihm Wort und Handschlag entgegen, Flagge und Feste treu zu hüten, bis er zurückkehre, und der Neger hat sein Wort treu gehalten.

Kaum war der Gouverneur abgesegelt, als ein Schiff der holländisch-westindischen Gesellschaft an der Küste erschien, von Gross-Friedrichsburg auf Grund des vollzogenen Kaufvertrages Besitz zu nehmen.

Ouny aber erklärte den Holländern fest und würdig, dass

er das ihm anvertraute Gut getreulich hüten und Flagge und Feste keinem Anderen übergeben werde, als dem bisherigen Gouverneur nach dessen Zurückkunft. Vorstellungen dagegen machten den rechtschaffenen Schwarzen nicht wankend. Deshalb erbaten sich die Holländer von der nächsten holländischen Station Unterstützung und bald rückte ein Hauptmann mit 50 Mann gegen die kleine Feste vor. Cuny liess sie bis dicht an die Schanze kommen, und eröffnete dann so ein wohlgezieltes Feuer, dass sämtliche Angreifer auf dem Platze blieben. Nur dem Hauptmann gelang es, schwer verwundet, sich zu retten.

Damit waren die Angriffe auf Gross-Friedrichsburg vor der Hand zu Ende. Die holländische Gesellschaft erstattete nach Berlin Bericht über ihren Misserfolg und bat den König um eine förmliche Abtretungsurkunde, die sie Cuny aushängen könnten.

Friedrich Wilhelm I. kam ihrem Wunsche nach, und die Urkunde ging mit einer zweiten Gesandtschaft nach Westafrika ab. Als dieselbe jedoch das Dokument Cuny vorlegte, erklärte er, er habe gegen das Papier keinerlei Verpflichtungen, wohl aber gegen den früheren Gouverneur; diesem allein werde er Flagge und Feste übergeben, und wieder mussten die Abgeordneten sich unverrichteter Sache zurückziehen.

Von Neuem begannen die Angriffe. Die holländische Regierung, ebenso erbittert wie die Gesellschaft, unterstützte die letztere mit Kriegsmaterial, und es begann ein ununterbrochener Kampf um den Besitz von Gross-Friedrichsburg.

Cuny, ein genialer Krieger, hatte sich aus befreundeten Negerstämmen eine wehrhafte Besatzung ausgebildet und focht tapfer und erfolgreich. Die gefangenen Holländer sahen mit Schauern den ganzen Vorhof der Feste mit Schädeln ihrer gefallenen Landsleute gepflastert und verbreiteten nach ihrer Auswechslung Schrecken und Entsetzen im holländischen Lager.

So zog sich der Kampf um die Feste sieben volle Jahre hin, ohne dass dem treuen Cuny auch nur ein Zeichen der

Anerkennung und Aufmunterung aus Preussen zugegangen wäre. Zuletzt wurden seine Leute des längeren Kämpfens müde und erklärten, zum Theil auch von den Holländern bestochen, ihrem heldenmüthigen Führer, nicht länger mehr gegen die Holländer kämpfen zu wollen. Aber erst nachdem Cuny alle Mittel der Ueberredung aufgeboten hatte, gab der Held seinen Widerstand auf. In einer finsternen Gewitternacht war er plötzlich aus der Feste verschwunden und mit ihm die brandenburgische Staatsflagge, die man seiner Ehre überantwortet hatte. Er hatte sie mit sich in die undurchdringlichen Wälder genommen; das Heiligthum sollte nicht in die Hände des Feindes fallen!

Darum Ehre seinem Angedenken!

Die Holländer nannten das Fort Gross-Friedrichsburg fortan Hollandia. Sie gaben den Besitz desselben jedoch bald wieder auf, und so verfiel es allmählig, und Pflanzen und Gewächse überwucherten es, bis es im Frühjahr 1884, also genau nach 200 Jahren, vom kaiserlich deutschen Corvetten-Capitain Stubenrauch und 3 Officieren Seiner Majestät Schiff „Sophia“ wiedergefunden wurde. Dabei entdeckte man in der Südbastion unter Schutt und Trümmern und unter Schlingpflanzen versteckt, noch sechs brandenburgische Geschütze. Eins derselben nahmen die Officiere an Bord, um es als ein Erinnerungszeichen an die erste überseeische deutsche Colonie des grossen Kurfürsten der Heimath zur Aufbewahrung zuzuführen. Eins dieser Geschütze, ein sechspfündiges kurbrandenburgisches aus Gusseisen, befindet sich in der Ruhmeshalle zu Berlin. Dasselbe ist vom Roste stark angefressen. —

So endeten die ersten maritimen und colonialen Unternehmungen Friedrich Wilhelms, des grossen Kurfürsten. Sie bilden gewissermassen die Vorläufer der Marine und Colonien, welche sich unter dem Scepter eines anderen grossen Hohenzollern, des ersten Kaisers des wiedererstandenen Reiches,

glänzend entwickelten und fort und fort in der Entwicklung begriffen sind.

Nennt man in künftiger Zeiten Flug aber die ersten Namen unserer sich so bewundernswürdig entfaltenden Flotte und unserer Colonien im „schwarzen“ Erdtheile, so verdienen die Namen Benjamin Raule und von der Gröben gewiss mitgenannt zu werden, denn namentlich des ersteren kühner Unternehmungsgeist und seine rastlose Thätigkeit zeigten nach dem Niedergange der Hansa Deutschland zum ersten Male wieder, welche Bahnen es vermöge seiner geographischen Lage und seiner Culturaufgaben, gleich anderen europäischen Nationen zu wandeln habe.

